[Impressum]

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **39 (1935-1936)**

Heft 3

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

zeitverachtender Miene, beide Hände in den Hosentaschen vergraben, dahergeschlendert kommt. Die Zigarette hält er mit so unbeschreiblicher Lässigkeit im einen Mundwinkel, daß man jeden Augenblick befürchtet, sie falle zu Boden. Wenn er die Straße im brandenden Verkehr (soweit man das eben in unserer kleinen Stadt branden nennen kann) überquert, fällt es ihm natürlich nie ein, vor einem herannahenden Automobil seinen Schritt auch nur um eine Nuance zu beschleunigen. Und trotzdem ist ihm noch nie etwas passiert. Und das ist es ja eben, was einem so aufreizt: trotzdem er durch sein ganzes Gehaben offensichtlich zur Schau trägt, wie sehr er alle diejenigen verachtet, die es nicht unterlassen können, pochenden Herzens einer schönen Frau oder einer gutbezahlten Stellung nachzurennen, trotzdem geht es ihm gut. Unsereiner, der sich tagsüber die Beine abläuft, um auf einen grünen Zweig zu kommen, hat abends dann noch weltanschauliche Konflikte zu bewältigen, während ein solches Phlegma, das in seinem ganzen Leben noch nie einen Schritt zuviel getan hat, mit seiner glückstrahlenden Miene alle anständigen Leute verärgert. — Es ist nicht alles zum besten bestellt auf dieser schönen Welt. Arnold Schick.

Vagabundenquartett.

Klingt, ihr Töne, und steigt auf aus dem Staub der Landstraße in die Regionen des Unendlichen. Singe, o Sänger aus Napoli, deine glutheißen Volksgesänge. Spielt, ihr Vagabunden, die ihr herumirrt und nach einer Heimat sucht, die leider noch nicht von dieser Welt ist!

Es war spät geworden. Zu lange waren wir mit Landsleuten in Santa Margherita beim perlenden Chianti gesessen, als daß wir noch die letzte Bahn nach Rapallo erreicht hätten. Es tat uns nicht leid. Die Straße von Santa Margherita nach Rapallo führt am Meer entlang und durch Orangenhaine. Der Mond stand am stahlblanken Himmel. Und die Nacht war schön.

Wir wanderten. Hohl klangen unsere Schritte auf dem Straßenpflaster. Irgendwo brannte ein einsames Licht. Alles schlief, ruhte, atmete Frieden.

Steil wölbte sich die Straße über dem Meer, das leise und vertraulich gegen das Ufer plätscherte und das Mondlicht aufsog. Schlanke Pinien erzählten sich flüsternd seltsame Geheimnisse.

Aus der Dunkelheit ertönten Schritte. Sie kamen näher, immer näher. Und jetzt standen sie vor uns, die vier Musikanten, der eine aus Napoli, der andere aus Bologna, der dritte aus Tarent und der vierte ein versprengter Österreicher aus Fiume. Schon früher einmal hatten wir sie getroffen, als sie in einem rapalleser Grand Hotel um einen Hundelohn zum Tanz aufspielten. Und damals hatten wir sie bedauert, weil wir den Zwang fühlten, mit dem sie ihre acht Stunden absolvierten. Man stelle sich vor: Musiker und Achtstundentag!

Der Geiger nahm die Geige und legte seinen Geigenkasten in den Straßengraben so sorgsam wie eine Mutter in die Wiege ihr Wiegenkind. Der Harfner entfernte das Wachstuch von seiner Harfe und setzte sich bereit an den Straßenrand. Der Cellospieler rieb den Bogen geschmeidig. Und der Sänger reckte den Kopf hoch und sah stolz wie ein König hinweg über das feuerglitzernde Meer.

Und während die Brandung ihr ewiges Lied rauschte und in den Zitronenhainen Myriaden von kleinen Leuchttierchen schwärmten, rang sich eine Melodie durch die Welt, klagend und einsam, rührend und zitternd, eindringlich und klar.

Dann wechselte der Rhythmus. Heftig und ungestüm führte die Geige. Drohend und dumpf wie ein fernes Gewitter rollte das Cello. Hart klang die Harfe wie brechendes Glas.

Und dann tobte er los, der todwunde Heimwehschrei des Sängers, der durch die Welt irren muß und nirgends zu Hause ist, dessen Nachtlager die Gosse bedeutet und auf den von den Mitmenschen der Hund gehetzt wird und der hinauf zum Himmel fleht: Warum hast du mir das getan?

Doch durch die Nacht spannt sich Sternenklarheit, und aus tausend Blüten duftet Frühling und Lust. Die jagenden Dissonanzen erlösen sich in Harmonien, und die gärende Vielheit wird zu einer alles umfassenden Einheit. In einem jähen Jubel zerflieht die Musik.

Wortlos packen die vier Musikanten ihre Instrumente zusammen. Auf den Zehenspitzen tappen sie davon, um den Frieden nicht zu stören, der von oben gekommen ist. Der Mond tritt hinter eine Wolkenwand. Und in der Ferne kündet ein lichter Streifen das Nahen eines neuen Tags... Karl Gideon Gössele.

Redaktion: Dr. Ernst Eschmann, Zürich 7, Rütistr. 44. (Beiträge nur an diese Adresse!) ☛ Unverlangt eingesandten Beiträgen muß das Rückporto beigelegt werden. Druck und Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich.